

COMPUTERGESTÜTZTE ETHNOGRAFISCHE DATENANALYSE (CEDA). POTENZIALE UND METHODISCHE AFFORDANZEN VON QDA-SOFTWARE IN DER ETHNOGRAFISCHEN FORSCHUNG

Christoph Bareither

Forschende in ethnografisch arbeitenden Disziplinen wie der Empirischen Kulturwissenschaft/Kulturanthropologie/Europäischen Ethnologie finden sich heute in einer hochgradig digitalen Forschungslandschaft wieder. Das bedeutet einerseits, dass der Untersuchungsgegenstand Alltag selbst zunehmend von digitalen Technologien durchdrungen ist, aber auch, dass mit der Digitalisierung des Alltags zahlreiche digitale Werkzeuge verfügbar werden, durch die sich ethnografische Forschung gestalten lässt. Die Frage, wie wir diese digitalen Werkzeuge nutzbar machen können, wird deshalb zunehmend zentral für den Forschungs- und Lehralltag in der Empirischen Kulturwissenschaft.

Einerseits stellt sich dabei die Frage nach digital-ethnografischen Forschungszugängen im Kontext der Datenerhebung beziehungsweise Feldforschung, also beispielsweise in der teilnehmenden Beobachtung im Internet, bei Online-Interviews oder der ethnografischen Analyse von Social-Media-Daten. Hierzu liegen bereits zahlreiche Publikationen vor.¹ Allerdings zeigt sich in dieser Methodenliteratur dort eine Leerstelle, wo der Forschungsprozess von der Datenerhebung in die Datenanalyse mündet. Seit vielen Jahren greifen Ethnograf*innen, hier meist im Windschatten der qualitativen Sozialforschung, auf Software zur Datenanalyse zurück. Insbesondere sogenannte Qualitative Data Analysis-Software (QDA-Software) wie *Atlas.ti*, *MAXQDA* oder *Nvivo* (so die Namen der drei international besonders etablierten Programme) hat sich nicht nur in größeren drittmittelgeförderten Forschungsteams, sondern auch in zahlreichen ethnografischen Dissertationen einen festen Platz erworben. In Anbetracht der Forschungsenergie, die zahllose Ethnograf*innen in die Arbeit mit diesen Programmen investieren, überrascht umso mehr, dass QDA-Software in der Methodendebatte des Fachs kaum Aufmerksamkeit geschenkt wird. Lina Franken hat anhand einer Sichtung von Dissertationen und methodischen Einführungswerken im Fach Empirische Kulturwissenschaft/Kulturanthropologie gezeigt, dass

1 Vgl. exemplarisch *Tom Boellstorff* u. a. (Hg.): *Ethnography and Virtual Worlds: A Handbook of Method*. Princeton 2012; *Christine Hine*: *Ethnography for the Internet: Embodied, Embodied and Everyday*. London 2015; *Gabriella E. Coleman*: *Ethnographic Approaches to Digital Media*. In: *Annual Review of Anthropology* 39 (2010), Heft 1, S. 487–505; *Gertraud Koch*: *Ethnografieren im Internet*. In: *Christine Bischoff/Karoline Oehme-Jüngling/Walter Leimgruber* (Hg.): *Methoden der Kulturanthropologie*. Bern 2014, S. 367–382.

die »entsprechende Softwarenutzung [...] sowohl in der schriftlichen Darstellung als auch im direkten Gespräch weitestgehend als selbstverständlich dargestellt, jedoch wiederum in einer *layer of silence* nicht ausgeführt oder reflektiert« wird.² Wo diese Software in der ethnografischen Methodenliteratur überhaupt angesprochen wird, da stehen (bis auf wenige unten genannte Ausnahmen) meist die technischen Funktionen der Software und nicht die spezifischen Potenziale und analytischen Implikationen dieser digitalen Werkzeuge für den ethnografischen Forschungsprozess im Fokus.³

Der vorliegende Beitrag möchte deshalb einen Anstoß für eine Methoden-debatte geben, die sich dezidiert und reflexiv mit der Rolle von QDA-Software in der ethnografischen Forschung auseinandersetzt. Dazu gehe ich zunächst auf die »black box« der Datenanalyse in der Empirischen Kulturwissenschaft ein, skizziere dann kurz die technischen Grundfunktionen von QDA-Software und diskutierte schließlich im Hauptteil, wie ethnografische Grundprinzipien in der Arbeit mit QDA-Software produktiv werden können. Diese Verfahren verstehe ich als Beiträge zu einer ›Computergestützten ethnografischen Datenanalyse‹ (CEDA). Der Begriff dient vor allem als Unterscheidung zu etablierten Bezeichnungen wie ›Qualitative Datenanalyse‹ (QDA) oder auch ›Computer-Assisted Qualitative Data Analysis‹ (CAQDAS).⁴ Ich wähle diesen Begriff hier allerdings nicht, um den Anspruch zu erheben, eine eigene Methodologie in strikter Abgrenzung zur qualitativen Datenanalyse zu etablieren – denn die ethnografische baut natürlich auf der qualitativen Datenanalyse auf und profitiert von ihr. Es geht mir stattdessen darum, eine analytische Sensibilität dafür zu schaffen, dass sich ethnografische Datenanalyse durch eigene Spezifika auszeichnet; und dass QDA-Software dabei sowohl gewinnbringende als auch problematische methodische Affordanzen in den ethnografischen Forschungsprozess mit einbringt, auf die ich unten auch aus konzeptueller Perspektive noch zurückkomme.

Während der vorliegende Beitrag methodologische Reflexionen bietet, finden Interessierte eine für Studierende konzipierte (aber auch für andere

-
- 2 *Lina Franken*: Kulturwissenschaftliches digitales Arbeiten. Qualitative Forschung als ›digitale Handarbeit? In: Dennis Eckhardt u. a. (Hg.): *Digitale Arbeitskulturen*. Rahmungen, Effekte, Herausforderungen. Berlin 2020, S. 107–118, hier: S. 112.
 - 3 So beispielsweise in einem für die Kulturanthropologie einschlägigen Methodenhandbuch, vgl. *Simone Sattler*: Computergestützte qualitative Datenbearbeitung. In: Christine Bischoff/Karoline Oehme-Jüngling/Walter Leimgruber (Hg.): *Methoden der Kulturanthropologie*. Bern 2014, S. 476–487.
 - 4 Vgl. exemplarisch *Susanne Friese*: Computergestützte Analyse qualitativer Daten. In: Ruth Ayaß/Jörg R. Bergmann (Hg.): *Qualitative Methoden der Medienforschung*. Mannheim 2011, S. 459–474; *Stefan Rädiker/Udo Kuckartz*: *Analyse qualitativer Daten mit MAXQDA*. Wiesbaden 2019, S. 69; *Elif Kuş Saillard*: Systematic Versus Interpretive Analysis with Two CAQDAS Packages: Nvivo and MAXQDA. In: *Forum: Qualitative Social Research* 12 (2001), H. 1, S. 1–21; *Christina Silver/Ann Lewins*: *Using Software in Qualitative Research: A Step-By-Step Guide*. 2. Auflage. London/Los Angeles 2014; *Zdeněk Konopásek*: *Making Thinking Visible with Atlas.ti: Computer Assisted Qualitative Analysis as Textual Practices*. In: *Forum: Qualitative Social Research* 9 (2008), Heft 2, S. 1–21.

Forschende vielleicht anschlussfähige) ›hands on‹-Einführung in einige (aber nicht alle) der hier vorgestellten Überlegungen im Screencast-Projekt CEDA auf der Webseite des Instituts für Europäische Ethnologie an der Humboldt-Universität zu Berlin.⁵ Das Screencast-Projekt bietet dialogische Videos, die verschiedene Arbeitsschritte der ethnografischen Datenanalyse direkt anhand eines Beispielprojekts nachzeichnen.

Ethnografische Datenanalyse als »black box« in der Fachdebatte

Zunächst möchte ich auf die bisher weitgehend unbeleuchtete Rolle der Datenanalyse in der ethnografischen Methodenliteratur eingehen. Während die Empirische Kulturwissenschaft und ihre nahen Verwandten – unter anderem die Anthropologien, Ethnologien und die qualitative Sozialforschung – zahlreiche Methodenhandbücher generiert haben, die sich mit ethnografischen Methoden der Feldforschung, der Interviewführung, der historischen Ethnografie und anderen Formen der ethnografischen Datenerhebung im Detail auseinandersetzen, wird die Frage nach einer Spezifik der ethnografischen Datenanalyse (die über die Grundlagen der qualitativen Datenanalyse hinausgeht) weitgehend ausgeblendet. Das gilt nicht nur für die digitale Ethnografie und Fragen nach QDA-Software, sondern auf genereller methodischer Ebene, da sich die Reflexion von Datenanalyse in der Ethnografie oft auf die Darstellung etablierter qualitativer Forschungsmethodik beschränkt.

Georg Breidenstein u. a. formulieren deshalb in ihrem einschlägigen Buch »Ethnografie: Die Praxis der Feldforschung«, dass die Datenanalyse »klassischerweise [...] die *black box* des ethnografischen Forschungsprozesses« ist.⁶ Eine nennenswerte Ausnahme zu dieser Regel bieten die Autoren gleich selbst mit einem Kapitel zu Analyse- und Codierverfahren in ihrem Handbuch.⁷ Eine zweite prominente Ausnahme bieten Robert Emerson, Rachel Fretz und Linda Shaw mit einem Kapitel zu »Coding and Memoing« im bekannten Handbuch »Writing Ethnographic Fieldnotes«.⁸ Letztere sprechen auch dezidiert von »ethnographic coding« und argumentieren damit zumindest implizit, dass sich ethnografische Codierverfahren durch eigene Spezifika auszeichnen (auch wenn sie diese Spezifika nicht explizit herausarbeiten).⁹ Dass diese beiden (sehr guten und auch für andere Disziplinen hilfreichen) Handbücher von Autor*innen verfasst wurden, die überwiegend in der Soziologie verortet sind, unterstreicht meines Erachtens nur die Ab-

5 <https://hu.berlin/ceda>.

6 Georg Breidenstein u. a.: Ethnografie: Die Praxis der Feldforschung, 2. Aufl. Konstanz/München 2015, S. 111.

7 Ebd., S. 124–138.

8 Robert M. Emerson/Rachel I. Fretz/Linda L. Shaw: Writing Ethnographic Fieldnotes, 2. Auflage. Chicago/London 2011, S. 171–200.

9 Ebd., S. 172.

wesenheit der Thematik und die Notwendigkeit einer Fachdiskussion dazu in der Empirischen Kulturwissenschaft.

Beide Handbücher sind sich insofern ähnlich, als sie das ethnografische Codieren grundsätzlich als eine Variante etablierter Datenanalyseverfahren aus der qualitativen Sozialforschung beschreiben. Letztere orientieren sich stark an der seit den 1960er Jahren in der qualitativen Sozialforschung verankerten Grounded Theory Methodology (GTM) von Barney Glaser und Anselm Strauss beziehungsweise an ihrer Weiterführung durch Strauss und Juliet Corbin.¹⁰ Der vorliegende Artikel kann keine eigene Einführung in die durchaus vielschichtigen und heterogenen GTM-Ansätze geben. Ganz grundsätzlich sei hier schlicht festgehalten, dass die GTM die Basis für induktive Datenanalyseverfahren bildet, die aus unstrukturierten Daten heraus Kategorien beziehungsweise Codes generieren und dadurch qualitatives Wissen nachvollziehbar herleiten.

Sowohl Breidenstein u. a. als auch Emerson u. a. orientieren sich in ihrer Beschreibung ethnografischer Datenanalyse eher grob an der GTM, insofern sie ein zweistufiges Verfahren empfehlen (wohingegen einige Versionen der GTM eigentlich mindestens drei Stufen beinhalten): Zuerst werden die in einer Ethnografie gesammelten Daten, also beispielsweise Feldnotizen oder Interviewexzerpte, offen codiert. Das heißt, Forschende lesen Zeile für Zeile ihr (in diesem Fall schriftliches) Material durch und erstellen ohne vorab festgelegte Schemata neue Codes, mit denen sie einzelne Stellen im Material codieren. Es werden induktiv Schlagwörter beziehungsweise Kategorien gebildet, die dann wiederholt in Bezug gesetzt werden zu spezifischen Stellen im ethnografischen Material – in der nichtdigitalen Variante beispielsweise durch Notizen am Textrand oder Karteikartensysteme; in der digitalen Variante durch das computergestützte Codieren. Auf die Phase des offenen Codierens folgt dann die Phase des fokussierten Codierens, in denen Codes zunehmend gebündelt, geschärft, und dadurch sich wiederholende Phänomene aus dem Material herausgearbeitet werden können. Eine zentrale Rolle in der GTM spielen außerdem Memos, durch die beispielsweise Spezifikationen von Codes festgehalten und kontextualisierende Informationen und Interpretationen eingebracht werden. Zusammenfassend schreiben Breidenstein u. a. über das Codieren:

»Codieren ist die Kategorisierungstätigkeit eines Lesers, der aus einem zufällig und chronologisch angewachsenen Datenkorpus allmählich mittels Schlagwörter und Begriffshierarchien eine thema-

10 Vgl. u. a. *Barney G. Glaser/Anselm L. Strauss: The Discovery of Grounded Theory: Strategies of Qualitative Research*. New Brunswick/London 2006 [1967]; *Anselm L. Strauss/Juliet Corbin: Basics of Qualitative Research: Techniques and Procedures for Developing Grounded Theory*. 2. Auflage. Thousand Oaks/London/New Delhi 1998; vgl. für einen differenzierten Überblick *Jörg Strübing: Grounded Theory: Zur sozialtheoretischen und epistemologischen Fundierung des Verfahrens der empirisch begründeten Theoriebildung*. Wiesbaden 2008.

tisch-analytische Ordnung entwickelt und mit ihrer Hilfe ebendiesen Korpus umstrukturiert.«¹¹

Beide Handbücher demonstrieren dabei grundsätzlich, wie sich ethnografisch Forschende bei der Auswertung des Datenmaterials an Verfahren der GTM orientieren können, ohne ihr in einer strikten Auslegung einzelner Arbeitsschritte zu folgen. Diese Tendenz findet sich auch in zahlreichen Lehrprogrammen, Abschlussarbeiten und Dissertationen aus der Empirischen Kulturwissenschaft wieder.

Die GTM beinhaltet allerdings sehr spezifische Verfahren innerhalb dieses in ethnografischen Handbüchern eher grob skizzierten Modells, denen ethnografische Arbeiten dementsprechend nicht immer im Detail folgen. In seinem einschlägigen Buch zur GTM schreibt der Soziologe Jörg Strübing pointiert, dass beim Lesen von Studien, in denen die GTM eher als loser Analyserahmen dient, häufig der Eindruck entstehe, »dass man gerade dann gerne nach dem Gütesiegel ›Grounded Theory‹ greift, wenn man selbst nicht so recht weiß, wie man zu Ergebnissen gekommen und welchem Verfahren man dabei gefolgt ist.«¹²

Mit dieser Kritik sind sicherlich nicht nur, aber vermutlich auch ethnografische Texte gemeint. Die Antwort auf diese Kritik muss allerdings nicht darin bestehen, dass die ethnografische Forschung den spezifischen Verfahren der GTM im Sinne ihrer qualitativ-sozialwissenschaftlich arbeitenden Begründer noch besser gerecht zu werden versucht. Im Gegenteil spricht vieles dafür, dass die ethnografische Forschung zwar einerseits auf der GTM und weiteren Verfahren der Datenauswertung aus der qualitativen Sozialforschung aufbauen, darüber hinaus aber auch eigene Zugänge, Verfahren und methodisch-reflexive Positionen zur Datenanalyse entwickeln sollte. Das betrifft nicht allein Verfahren der computergestützten Datenanalyse, aber die Diskussion derselben kann hier einen wichtigen Beitrag leisten.

Grundlagen von QDA-Software

Eine überzeugende Methodologie der ethnografischen Datenanalyse zu entwickeln setzt in der hochgradig digitalisierten Gegenwart der Forschung und Lehre voraus, die spezifischen Möglichkeiten und Bedingungen digitaler Technologien produktiv zu machen. Bisherige ethnografische Methodenhandbücher erwähnen QDA-Software, wenn überhaupt, eher am Rande¹³ – genau das trifft auch auf die beiden oben diskutierten Handbücher zu, die sich verhältnismäßig differenziert zu Fragen der ethnografischen Datenanalyse äußern. Das halte ich deshalb für ein Versäumnis, weil die entsprechenden Softwareprogramme wesentlich mehr leisten können, als nur eine digi-

11 Breidenstein u. a., wie Anm. 4, S. 138. Vgl. auch Emerson/Fretz/Shaw, wie Anm. 6, S. 172.

12 Strübing, wie Anm. 8, S. 7.

13 Siehe für die Empirische Kulturwissenschaft/Kulturanthropologie auch Franken, wie Anm. 2.

tale Variante von ansonsten nichtdigitalen Codierverfahren zu ermöglichen. Stattdessen argumentiere ich, dass QDA-Software spezifische Potenziale bietet, um die Stärken ethnografischer Datenanalyse produktiv zu machen.

Doch wie funktioniert QDA-Software auf einer technischen Ebene? Die verschiedenen Softwareprogramme haben selbstverständlich unterschiedliche Detailfunktionen, auf die ich hier nicht genauer eingehen kann. In ihren grundlegenden Funktionen sind sie sich aber alle sehr ähnlich. Sie bieten:

- Ein Interface mit einer Ordnerstruktur, über das Daten eingespeist, angesehen und teils bearbeitet werden können; beispielsweise Feldnotizen, Interviewexzerpte, Bilder oder Videos.
- Die Möglichkeit, digitale Codes (Kategorien, Schlagworte) zu erstellen und mit diesen Codes die Daten zu codieren.
- Die Möglichkeit, das induktiv entstehende (oder wahlweise auch dektiv erstellte) Codesystem auf verschiedene Weise zu sortieren, unter anderem durch eine Baumstruktur oder durch die Bildung von Interrelationen zwischen Codes.
- Die Möglichkeit, Memos und Kommentare zu hinterlassen, um das empirische Material oder auch Codes und codierte Stellen weiterführend zu kommentieren und zu analysieren.
- Die Möglichkeit, die codierten Stellen je nach Code anzeigen zu lassen, um die mit dem jeweiligen Code codierten Stellen im Material schnell vergleichen zu können, Bezüge herzustellen und Beispiele für die ethnografischen beziehungsweise qualitativen Beschreibungen auszuwählen.

Diese Grundfunktionen von QDA-Software sind technisch einfach zu verstehen und bereits seit vielen Jahren in dieser Form etabliert,¹⁴ doch sie haben signifikante methodische Konsequenzen für den Prozess der Datenanalyse.

Computergestützte ethnografische Datenanalyse

Herausarbeiten möchte ich im Folgenden, wie im Umgang mit diesen technischen Funktionen die Spezifika ethnografischer Datenanalyse produktiv werden können. Bei der Beantwortung dieser Frage hilft die bestehende Methodenliteratur nur bedingt weiter. Zwar existieren aus der qualitativen Sozialforschung Bücher und Artikel, die sich dezidiert mit digitalen Codierverfahren auseinandersetzen,¹⁵ aber diese streifen die Spezifik ethnografischer Forschung meist nur beiläufig. Meine folgenden Überlegungen bauen deshalb auf meiner ethnografischen Forschungs- und Lehrpraxis mit QDA-Software auf.¹⁶ Ich versuche im Folgenden, mehrere sich überschneidende

14 Vgl. zur Geschichte der Entwicklung von QDA-Software auch *Friese*, wie Anm. 3.

15 Vgl. alle in Fußnote 3 genannten Titel.

16 Dazu gehört erstens die Datenanalyse im Kontext meiner eigenen Dissertation, in der ich neben Feldnotizen und Interviews auch Bilder, historische Materialien und *YouTube*-Videos computergestützt ausgewertet habe. Nach der Dissertation arbeitete ich für circa

Dimensionen der ethnografischen Datenanalyse herauszuarbeiten. Auch wenn diese keinerlei Anspruch auf Vollständigkeit haben, sollen sie exemplarisch zeigen, wie QDA-Software dabei helfen kann, spezifische ethnografische Qualitäten im Prozess der Datenanalyse produktiv zu machen. Zugleich werde ich aber auch auf die Notwendigkeit einer kritisch-reflexiven Haltung gegenüber QDA-Software eingehen.

Um dabei den Einfluss der Software auf die Praxis der Ethnografie begrifflich zu fassen, spreche ich von den methodischen Affordanzen der Software. Mit Affordanzen bezeichnet die digitalanthropologische Forschung die in Technologien (oder materielle Umwelten) eingeschriebenen Praxispotenziale und -beschränkungen, die sich relational zum praktischen Sinn der Akteur*innen ergeben.¹⁷ Affordanzen schaffen dabei nicht nur Möglichkeiten, sondern fordern auch auf und schränken ein. Mit dem Begriff der methodischen Affordanzen möchte ich darauf hinweisen, dass die durch die Software (mit-)konstituierten Aufforderungen sich auf zum Teil produktive, aber auch auf problematische Weise in methodische Verfahren der Ethnografie einschreiben können.

1. Frageperspektiven entwickeln: Induktiver und explorativer Anspruch

Eine Grundkonstante ethnografischer Forschung ist ihr induktiver und explorativer Anspruch. Auch wenn erfahrenen Ethnograf*innen durchaus bewusst ist, dass jedes Forschungsinteresse bereits deduktive Anteile hat, so verpflichtet der ethnografische Ansatz, die Welt und die Menschen darin gewissermaßen erst einmal selbst zu Wort kommen zu lassen. Ethnografie arbeitet aus dem Alltag heraus, anstatt ihm analytische Vorannahmen und Hypothesen ›überzustülpen‹. Nun stellt sich die Frage, welche Rolle computergestützte ethnografische Datenanalyse in diesem Prozess spielen kann.

Viele Methodenhandbücher, sowohl für qualitative Sozialforschung als auch beispielsweise die beiden oben diskutierten Handbücher für ethnografische Forschung, gehen explizit oder implizit davon aus, dass der Datenanalyseprozess nach der Datenerhebung einsetzt. Also: zuerst wird Material gesammelt, es werden Fragestellungen entwickelt, und so weiter – danach wird ausgewertet. Ethnografische Methodentexte betonen allerdings, dass sich

ein Jahr im Bereich Forschung und Vernetzung bei der Herstellerfirma einer QDA-Software (MAXQDA) und war für zahlreiche Workshops sowie Projektconsultings in diesem Feld verantwortlich. Danach arbeitete ich an der HU Berlin und inzwischen an der Universität Tübingen an weiteren ethnografischen Projekten, in denen QDA-Software eine zentrale Rolle spielt, und leite Forschungsteams in der gemeinsamen Anwendung von QDA-Software an. Außerdem spielte und spielt computergestützte ethnografische Datenanalyse seit mehreren Jahren eine zentrale Rolle für mich in der Betreuung von BA-, MA-Arbeiten und Promotionen sowie bei der Durchführung von Projektseminaren beziehungsweise Studienprojekten.

17 Vgl. als Überblick *Christoph Bareither*: Affordanz. In: Timo Heimerdinger/Markus Tauschek (Hg.): *Kulturtheoretisch Argumentieren. Ein Arbeitsbuch*. Münster/New York 2020, S. 32–55.

Datenerhebung und Datenanalyse in permanenter Zirkulation befinden. Erkenntnisse aus der Datenanalyse werfen Fragen auf und prägen so die nächste Phase der Datenerhebung, und so weiter. Aber wo beziehungsweise wann setzt dann die digitale Datenanalyse mit QDA-Software ein?

Ich argumentiere, dass eine produktive computergestützte ethnografische Datenanalyse schon zu Beginn des Forschungsprozesses einsetzen kann und nicht erst als Abschluss der Datenerhebung. Ethnografische Datenanalyse ist sehr gut dafür geeignet, Ethnograf*innen schon bei den ersten induktiven Schritten im Feld zu begleiten und ihnen dabei zu helfen, Frageperspektiven für ihre Forschung zu entwickeln.

Dafür ist relevant, welche analytische Funktion eigentlich ein ›Code‹ in der ethnografischen Datenanalyse einnimmt. In der qualitativen Sozialforschung werden Codes häufig als ›Kategorien‹ verstanden, die zwar induktiv gebildet, dann aber im Sinne einer zunehmenden »theoretischen Sättigung« konkretisiert werden und letztlich die empirisch begründete Theorie (Grounded Theory) hervorbringen.¹⁸ Entsprechend werden in einschlägigen Methodenhandbüchern zum Umgang mit QDA-Software – beispielsweise im 2019 erschienenen Buch »Analyse qualitativer Daten mit MAXQDA« von Stefan Rädiker und Udo Kuckartz – die Begriffe ›Codes‹ und ›Kategorien‹ weitgehend synonym verwendet.¹⁹

Dem entgegen möchte ich für die ethnografische Datenanalyse vorschlagen, Codes nicht als Kategorien, sondern als ›analytische Perspektiven‹ zu verstehen. Der Unterschied besteht darin, dass eine analytische Perspektive nicht den Anspruch ihrer eigenen Objektivierbarkeit erhebt (was eine ›Kategorie‹ zumindest implizit suggeriert). Wenn Codes als analytische Perspektiven verstanden werden, werden sie stattdessen so operationalisiert, dass sie induktiv die analytischen Möglichkeiten erschließen, die das ethnografische Material bietet. So werden sie dem Anspruch des offenen, ethnografischen Codierens als »suchendes Herantasten an das Datenmaterial, das analytische Ideen generiert«²⁰ besonders gerecht.

Vereinfacht an einem Beispiel aus meiner eigenen Forschung zum »Holocaust Denkmal« in Berlin gesprochen: wenn ich ein erstes exploratives Interview ethnografisch codiere und eine Passage darin über digitale Bildpraktiken an Gedenkstätten mit dem Code ›Emotionen‹ verbinde, dann halte ich damit zunächst einmal fest, dass diese Stelle auf produktive Art und Weise in Hinblick auf ihre emotionale Dimension hin befragt werden kann. ›Emotionen‹ ist keine objektive Kategorie, die das Material erzwingt, sondern eine analytische Perspektive, die ich an das Material herantrage. Es könnte auf das gleiche Material auch eine ganz andere Perspektive eingenommen werden. Indem Codes auf diese Weise genutzt werden, um Fragen

18 Vgl. zusammenfassend *Strübing*, wie Anm. 8, S. 33–34.

19 Vgl. *Rädiker/Kuckartz*, wie Anm. 13, S. 69.

20 *Breidenstein* u. a., wie Anm. 4, S. 129.

an das Material schlaglichtartig festzuhalten, helfen sie herauszufinden, zu welchen Frageperspektiven das Material überhaupt ›etwas hergibt‹. Hilfreich kann dabei sein, zusätzlich die mit einem Code verbundene Frageperspektive schriftlich festzuhalten, beispielsweise über Memos zu einem Code. In diese Frageperspektiven fließen dann gegebenenfalls auch bestehende Wissensbestände und analytische Konzepte (siehe unten) mit ein – so verbindet sich die induktive und explorative Suchbewegung mit konkretisierenden analytischen Überlegungen.

Ich betone noch einmal, dass damit keine strikte Unterscheidung zu Ansätzen der GTM getroffen wird, welche ebenfalls induktive analytische Verfahren umsetzen. Für die ethnografische Forschung ist der induktive und explorative Anspruch aber im Regelfall noch konstitutiver. Im Gegensatz zu qualitativ-sozialwissenschaftlichen Studien, die oft mit klar definierten Forschungszielen in die Codierung starten, macht es für ethnografische Studien daher Sinn, durch die Codierung bereits das Entdecken ihrer Felder zu unterstützen.

Grundsätzlich ließe sich ein solch früher Einstieg in die Datenanalyse auch ohne die Hilfe von QDA-Software realisieren. Was also ist die Spezifik der computergestützten Datenanalyse in diesem Feld? Für die Phase des explorativen Forschens ist zentral, dass die methodischen Affordanzen von QDA-Software einen leichten, explorativen und – was hier durchaus positiv gemeint ist – spielerischen Einstieg in die Analyse des Materials begünstigen. Insofern Codes schnell erstellt und auch wieder gelöscht sind, haben Ethnograf*innen hier wenig zu verlieren und potenziell viel zu entdecken. Allerdings setzt das voraus, dass Ethnograf*innen sich dieser Funktion von QDA-Software auch bewusst sind. Behandeln sie ihre eigenen Codierungen in dieser frühen Phase des Codierens nicht ›spielerisch‹, sondern zu ›ernst‹ – um in der Metapher zu bleiben –, dann entsteht schnell die Gefahr, über die im Programm erzeugten Sichtbarkeiten spezifischer Ausschnitte zu vorschnellen Schlüssen zu kommen. Die nötige kritisch-reflexive Haltung bezüglich der Vorläufigkeit früher Codierungen vorausgesetzt, kann die computergestützte Analyse aber den stark induktiven und explorativen Charakter ethnografischer Forschung stützen oder noch erweitern.

2. Ethnografische Interaktion & Pendeln zwischen Nähe und Distanz

An die Phase der Entwicklung von Frageperspektiven schließt sich meist eine Phase der zunehmenden Fokussierung in zirkulären Codier Kreisläufen an. Einschlägige ethnografische Methodenhandbücher orientieren sich dabei, wie oben beschrieben, an einer Phase des fokussierten Codierens, wie sie auch in der GTM eine zentrale Rolle einnimmt.²¹ Ganz praktisch heißt das, dass zunehmend spezifische Codes in den Vordergrund treten und eine

21 Vgl. Breidenstein u. a., wie Anm. 4, S. 162; Emerson/Pretz/Shaw, wie Anm. 6, S. 172.

analytische Schlüsselfunktion einnehmen. So werden nach und nach zentrale Phänomene im Material herausgearbeitet.

Grundsätzlich ist es auch für die ethnografische Datenanalyse hilfreich, dieser zunehmend fokussierenden Bewegung zu folgen – sie kann dabei aber auch einem spezifischen Anspruch ethnografischer Forschung gerecht werden. Denn Ethnografie möchte das Feld nicht vermeintlich ›objektiv‹ abbilden, sondern mit ihm und seinen Akteur*innen in Interaktion treten. Zentral dafür ist das Aushandeln zwischen »Nähe und Distanz«²² – kurz: das permanente Pendeln und Zirkulieren zwischen einem Sich-Einlassen beziehungsweise Sich-Einfühlen in das Feld einerseits und der analytischen Distanzierung davon andererseits, oder, wie es Breidenstein u. a. formulieren, eine »Doppelbewegung von Annäherung und Distanzierung«²³. Sie erläutern: »Die Ethnografie besteht wesentlich in einem konstanten Wechsel zwischen interner und externer Perspektive, zwischen Vertrautheit und Fremdheit, einer allmählichen wechselseitigen Durchdringung dieser Sichtweisen.«²⁴

Ich argumentiere, dass auch in diesem Kontext eine computergestützte Analyse ethnografisch produktiv werden kann; und zwar dann, wenn QDA-Software eben nicht einfach nur als ›Auswertungstool‹ verstanden wird. Stattdessen wird ethnografische Datenanalyse gerade dann produktiv, wenn wir QDA-Software – genau wie Feldnotizen, Fotografien, Skizzen oder auch den Körper der Forschenden – als ein weiteres Medium der ethnografischen Interaktion verstehen.

Das bedeutet, wir können das Codieren als einen Prozess der erkenntnisgenerierenden Auseinandersetzung mit dem empirischen Material begreifen, in den der Körper der Ethnografin in seiner ganzen Situiertheit aktiv involviert ist. Codieren (und alle Arbeit mit QDA-Software) ist dann eben nicht einfach eine Auswertung von ihrer vorgelagerten ethnografischen Interaktion, sondern computergestützte ethnografische Datenanalyse ist eine Fortsetzung ethnografischer Interaktion.

Dementsprechend kann das Codieren (und verbundene Praktiken wie das Schreiben von Memos) auch als eine Fortsetzung und Bereicherung des Pendelns zwischen Nähe und Distanz verstanden werden. Während das Erstellen von Codes (und damit, wie oben beschrieben, eine Herausarbeitung analytischer Perspektiven) einerseits die Ethnografin einen Schritt vom Ma-

22 Vgl. exemplarisch *Miriam Cohn*: Teilnehmende Beobachtung. In: Christine Bischoff/Karoline Oehme-Jüngling/Walter Leimgruber (Hg.): Methoden der Kulturanthropologie. Bern 2014, S. 71–85, hier: S. 79 ff.; *Brigitta Hauser-Schäublin*: Teilnehmende Beobachtung. In: Bettina Beer (Hg.): Methoden und Techniken der Feldforschung. Berlin 2003, S. 33–54, hier: S. 37 ff.; *Brigitta Schmidt-Lauber*: Feldforschung: Kulturanalyse durch teilnehmende Beobachtung. In: Silke Götsch-Elten/Albrecht Lehmann (Hg.): Methoden der Volkskunde: Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der europäischen Ethnologie. 2. Auflage. Berlin 2007, S. 219–248, hier: S. 231.

23 *Breidenstein* u. a., wie Anm. 4, S. 68.

24 Ebd.

terial zurücktreten lässt, so schärft es doch zugleich den Blick für spezifische Aspekte, Begriffe, Prozesse, Praktiken et cetera. Diese Art der Nähe unterscheidet sich natürlich von der Nähe, die Feldforscher*innen vor Ort zu den Akteur*innen in ihrem Feld aufbauen; aber auch im Prozess des Codierens können Ethnograf*innen dem empirischen Material mit Empathie begegnen und dadurch ethnografische Nähe erzeugen. In der codierenden Auseinandersetzung mit einzelnen Sätzen aus einem Interview, mit Bild- oder Videoausschnitten, und so weiter, treten wir sprichwörtlich näher an das Material heran. Der Prozess des Codierens kann dann sowohl die Herstellung von Distanz als auch die Erzeugung von Nähe zum ethnografischen Material und dem sich darin artikulierenden Feld einschließen.

Auch das gilt zunächst natürlich genauso für nichtdigitale Codierv Verfahren (in der Regel mit Stift und Papier). Die methodischen Affordanzen von QDA-Software zeichnen sich aber gerade dadurch aus, dass sie das Pendeln zwischen Nähe und Distanz beziehungsweise die Gleichzeitigkeit dieser Dimensionen begünstigen. Ethnograf*innen haben hier die Möglichkeit, die abstrahierend-distanzierende Ebene des Codesystems im Blick zu behalten, sich zugleich in individuelle Elemente ihres Materials zu vertiefen und beide Dimensionen permanent zu vergleichen.

3. Dynamischer Theorie-Empirie-Nexus

Zentral ist für jede ethnografische Forschung ihr Theorie-Empirie-Nexus²⁵ – kurz: Wie sie analytische, theoretische Konzepte produktiv macht, um dadurch die gewählte Frageperspektive zu schärfen und relevante Einsichten aus dem empirischen Material herauszuarbeiten. Im Gegensatz zu anderen qualitativ arbeitenden Disziplinen, in denen sich einzelne Studien (oder Forschende) oft spezifischen theoretischen Ansätzen verschreiben, geht Ethnografie tendenziell ›wildernd‹ vor. Sie bedient sich aus umfangreichen, interdisziplinären theoretischen Zugängen und passt deren analytische Konzepte dem eigenen Feld und den jeweiligen Frageperspektiven an.

Auch diese Spezifik ethnografischer Forschung lässt sich sinnvoll durch QDA-Software stützen. Denn die digitalen Programme ermöglichen einen dynamischen und fluiden Umgang mit theoretischen Konzepten, der sich durch die Art der Codierung realisieren lässt. Ich habe bereits vorgeschlagen, Codes in der ethnografischen Datenanalyse nicht als Kategorien, sondern als analytische Perspektiven zu verstehen. Von da aus ist es nur noch ein kleiner Schritt, Codes als theoretisch informierte analytische Perspektiven zu operationalisieren. Als Beispiel hatte ich oben skizziert, wie ein Code ›Emotionen‹ die Frageperspektive auf die emotionale Dimension des empirischen Materials richten kann. Einen solchen Code können wir nun theoretisch informieren, um noch konkretere Perspektiven zu erschließen.

25 Vgl. exemplarisch *Christine Bischoff*: Empirie und Theorie. In: *Christine Bischoff/Karoline Oehme-Jüngling/Walter Leimgruber* (Hg.): *Methoden der Kulturanthropologie*. Bern 2014, S. 14–31.

Ein Beispiel: Eine in den letzten Jahren viel beachtete Theorie im Kontext der ethnografischen Emotionsforschung ist die Theorie der Emotionspraktiken.²⁶ In ihrem Kern schlägt diese Theorie vor, dass wir aus ethnografischer Perspektive Emotionen nicht als etwas verstehen, was in unserem ›Inneren‹ verborgen ist, sondern als etwas, das wir tun. In alltäglichen Routinen setzen wir Emotionen in die Praxis um, indem wir sie mobilisieren, artikulieren, benennen oder regulieren. Codiert man mit dieser emotionspraxistheoretischen Perspektive, dann bedeutet das, im empirischen Material nicht nach ›Emotionen‹ zu suchen, sondern danach, wie Emotionen getan werden. Anhand meiner eigenen Forschung zu Gewalt in Computerspielen, zu digitalen Erinnerungspraktiken am ›Holocaust Denkmal‹ in Berlin sowie im Kontext eines MA-Studienprojekts an der HU Berlin konnte ich wiederholt erproben, wie produktiv die Einbettung von durch die Emotionspraxistheorie informierten Codierverfahren ist. Dass dabei die ethnografische Frage nach dem Wie in den Mittelpunkt gerückt wird, führt unweigerlich dazu, dass im Codierprozess unterschiedliche ›Emotionspraktiken‹ herausgearbeitet werden, was zur Grundlage einer analytisch komplexen Beschreibung der entsprechenden emotionalen Zusammenhänge im Alltag werden kann.

Auf die gleiche Weise lassen sich auch zahlreiche andere theoretische Perspektiven durch die Codierung in die Arbeit mit dem empirischen Material einbinden. Welche Perspektiven dadurch eröffnet werden, ist hochgradig individuell. Im Vergleich zu nichtdigitalen Codierverfahren haben digitale Verfahren dabei jedenfalls den klaren Vorteil, dass sie die Möglichkeit bieten, Codes sehr leicht umzubenennen, umzustrukturieren und bei Bedarf parallele Perspektiven zu entwickeln. Die methodischen Affordanzen von QDA-Software legen dadurch nahe, früh zu erproben und wiederholt zu reflektieren, inwiefern theoretische Perspektiven im empirischen Material wirklich greifen und wie sich ein kohärenter Theorie-Empire-Nexus nachvollziehbar entwickeln lässt. Insbesondere für die Arbeit in Forschungsteams oder auch im Austausch mit Studierenden hat diese Nachvollziehbarkeit den klaren Vorteil, dass die Produktivität spezifischer theoretisch-konzeptueller Ansätze deutlich hervortritt oder auch Grenzen und Konflikte sichtbar werden. Gerade weil die ethnografische Forschung die Effektivität von Theorien an ihrer Erkenntniskraft in Bezug auf das empirische Material misst, ist diese Art der Nachvollziehbarkeit besonders wertvoll.

4. Methodische Adaptivität & Opportunismus

Was auf theoretischer Ebene gilt, das gilt auch methodisch im Prozess der Datenerhebung. Auch hier zeichnet sich Ethnografie durch methodische Ad-

26 Vgl. einführend *Monique Scheer*: Emotionspraktiken: Wie man über das Tun an die Gefühle herankommt. In: Matthias Beitzl/Ingo Schneider (Hg.): Emotional Turn?!: Europäische ethnologische Zugänge zu Gefühlen & Gefühlswelten: Beiträge der 27. Österreichischen Volkskundetagung in Dornbirn vom 29. Mai – 1. Juni 2013. Wien 2016, S. 15–36.

aptivität beziehungsweise einen methodischen »Opportunismus« aus.²⁷ Die Formulierung bezeichnet den Umstand, dass die zentrale Datenerhebungsmethode der Ethnografie darin besteht, die für ihr Feld und die jeweilige Frageperspektive besten Zugänge zu finden und produktiv zu machen. Breidenstein u. a. formulieren dazu:

»Methoden sind nicht eine Frage von erlaubtem und verbotenen Tun, sondern eine Frage, wie man sich erfolgreich einem Feld anpasst. Nicht die Logik der Forschung, sondern die gelebte Ordnung des Feldes erfordert bestimmte Verhaltens- und Beobachtungsweisen. Es ist der Gegenstand selbst, der ein bestimmtes methodisches Vorgehen und mitunter methodische Strenge erfordert.«²⁸

Im Ergebnis sind Ethnografien häufig multimethodisch und dadurch multiperspektivisch angelegt: Sie vereinen zur gleichen Frageperspektive unterschiedliche methodische Zugänge und dementsprechend unterschiedliche Datenarten. QDA-Software kann auch an dieser Stelle produktiv werden, insofern sie prinzipiell alle ethnografischen Datenarten digital verarbeiten und in Bezug zueinander setzen kann (bspw. digital abgetippte oder gescannte Feldnotizen, Bilder, PDFs, Audio- und Videodateien). Was technisch zunächst banal klingt, hat entscheidende methodische Konsequenzen: Denn damit eröffnen sich Potenziale für die analytische Triangulation von sehr heterogenem empirischem Material.²⁹ Triangulation meint in diesem Fall die Zusammenführung, den Vergleich und das In-Beziehung-Setzen von unterschiedlichen Datenarten in der computergestützten Datenanalyse. Grundsätzlich ist auch das nicht ›neu‹ im Vergleich zu nichtcomputergestützten Verfahren, doch innerhalb der Software sind die unterschiedlichen Datenarten durch ›kürzere Wege‹ verbunden als beispielsweise in gedruckter Form (wo sie mit hohem Materialaufwand sortiert, kategorisiert und eingeordnet werden müssen, bspw. in Ordner-Systeme). Entlang spezifischer Codes können nahtlos sehr unterschiedliche Datenarten nebeneinander oder miteinander vernetzt, angezeigt und analysiert werden (beispielsweise durch Mind-Mapping-Funktionen der verschiedenen Programme). Die methodischen Affordanzen der Software legen dementsprechend nahe, analytische Perspektiven im Querschnitt verschiedener Datenarten zu entwickeln. Gerade durch die Triangulation von Perspektiven anhand unterschiedlicher Methoden und Datenarten kann die Ethnografie auch dem Vorwurf einer rein anekdotischen Evidenz des ihr zugrundeliegenden Materials, also dem Vorwurf der nicht ausreichenden Repräsentativität ihrer Einsichten, eine eigene Stärke entgegenhalten.

27 Breidenstein u. a., wie Anm. 4, S. 34.

28 Ebd., S. 38.

29 Das Konzept der Triangulation entstammt ebenfalls der qualitativen Sozialforschung, vgl. einführend Uwe Flick: Triangulation: Eine Einführung. 3. Auflage. Wiesbaden 2011.

5. Ethnografische Kollaborationen

In den letzten Jahren rückten kollaborative Forschungsansätze verstärkt in den Fokus methodischer Diskussionen in ethnografisch arbeitenden Disziplinen. Als ›Kollaboration‹ oder auch ›Ko-laboration‹³⁰ bezeichnet, zielen diese Ansätze erstens auf eine Hervorhebung des Potenzials einer partizipativen Integration von Akteur*innen aus dem Feld und zweitens auf die integrale Verschränkung der Forschungsarbeit unterschiedlicher Ethnograf*innen. Kollaboration/Ko-laboration meint dabei mehr als nur Teamwork: es geht vielmehr darum, die Art und Weise des wissenden In-der-Welt-Seins anderer Akteur*innen zu teilen, um gemeinsam die eigene Forschungsperspektive zu reflektieren und zu stärken. Jörg Niewöhner formuliert: »Co-laboration [...] is about experimenting with different ways of seeing and being-in-the-world with the purpose of advancing anthropological knowledge production. It is a process designed to help anthropologists curate concepts that are good to think with.«³¹

Diese Art der ko-laborativen ethnografischen Reflexion kann von QDA-Software profitieren, und zwar dann, wenn Codes als eine Art und Weise verstanden werden, Wissenspraktiken sichtbar zu machen und darüber in Austausch zu treten. Potenzial bietet das erstens für einen Austausch mit Akteur*innen aus dem Feld, zweitens für die Arbeit in Forschungsteams oder Gruppen von Studierenden. Beispielsweise konnte ich in mehreren Projektseminaren beziehungsweise Studienprojekten mit insgesamt über 35 Studierenden in kleineren Forschungsteams von 2–4 Personen arbeiten, die miteinander über mehrere Monate hinweg zu verschiedenen Themen geforscht und gemeinsam codiert haben. Ein Team aus zwei Studierenden aus einem MA-Studienprojekt hat sich beispielsweise intensiv mit der Frage auseinandergesetzt, wie auf der Plattform *Twitter* durch islamophobe und antifeministische Praktiken ein ›kollektives Aufregen‹ enaktiert wird. Die beiden Studierenden haben dabei ungewöhnlich eng zusammengearbeitet und über viele Wochen hinweg in langen Sessions gemeinsam codiert. Wie die beteiligte Studierende Julia Molin reflektiert, ist der Effekt zunächst eine mühsame Mehrarbeit: »Individuelle Denkprozesse müssen nun stets artikuliert und mit einer anderen Person ausgehandelt werden. Jeder neue Code hat das Potenzial, eine Diskussion auszulösen – auch wenn es nur darum geht, sich miteinander zu verständigen.«³² Das wiederholte und gemeinsame Sortieren, Konkretisieren, Löschen oder Verbinden der Codes und ihrer Zusammenhänge, so die Studentin weiter, habe einerseits ein überbordendes und mit viel zusätzlicher Arbeit verbundenes QDA-Projekt geschaffen, doch:

30 Vgl. u. a. Jörg Niewöhner: *Co-laborative Anthropology: Crafting Reflexivities Experimentally*. In: Jukka Jouhki/Tytti Steel (Hg.): *Etnologinen tulkinta ja analyysi: Kohti avoimempaa tutkimusprosessia [Ethnological interpretation and analysis: Towards a transparent research process]*. Helsinki 2016, S. 81–125.

31 Ebd., S. 10.

32 Julia Molin in einem schriftlichen Kommentar zum Codierprozess, durchgeführt mit Pia Schramm.

»Das Monster« – so haben wir das MAXQDA-Projekt humorvoll in Momenten des Verzweifeln genannt – bekam dadurch immer wieder eine neue Code-Struktur, die unseren aktuellen Diskussionen über Beobachtungen im Feld einerseits sowie über Codes, theoretische Konzepte, Fragestellungen etc. andererseits widerspiegelte. Genau dieser Looping-Effekt war besonders produktiv für die gemeinsame Forschung und Analyse des Materials.«³³

Wenn das Ziel ethnografischer Ko-laboration die differenzierte Reflexion epistemischer Praxis ist, dann zeigt sich bereits an einem solchen Beispiel, wie produktiv das gemeinsame Codieren sein kann. Indem sie an gemeinsamen Projekten arbeiten, müssen sich die Studierenden auf eine geteilte Codestruktur verständigen, und auch darüber, welche Codes wie verwendet werden. Diese Diskussion findet aber nicht abstrakt statt, sondern nah am empirischen Material. Oben habe ich bereits vorgeschlagen, Codes in der ethnografischen Datenanalyse vor allem als eine Möglichkeit zu verstehen, um analytische Perspektiven auf das Material herauszuarbeiten und dadurch die ethnografische Interaktion fortzusetzen. Erweitern wir diesen Gedanken, dann sehen wir, dass die methodischen Affordanzen von QDA-Software gerade bei der Teamarbeit nahelegen, diesen Prozess von Beginn an als einen geteilten Prozess zu praktizieren und dadurch die Reflexionsdichte innerhalb des Forschungsprozesses zu erhöhen. Wie mit den Schwierigkeiten, Problemen und neuen (auch technischen) Hürden umzugehen ist, die durch diese wünschenswerte Dichte mit-erzeugt werden, steht auf einem anderen Blatt. Im besten Fall entstehen dadurch, mit Niewöhner gesprochen, gemeinsam erarbeitete »concepts that are good to think with.«³⁴

6. *Relationales vs. fragmentiertes Denken / Qualität vs. Quantität*

Abschließend möchte ich damit noch auf die gerechtfertigte Kritik an beziehungsweise die analytischen Bedenken in Bezug auf QDA-Software innerhalb ethnografisch arbeitender Disziplinen eingehen. Diese Bedenken finden sich meines Wissens ebenfalls noch nicht in der Methodenliteratur verschriftlicht, doch sie kristallisieren sich, aus meiner Sicht, deutlich aus zahlreichen Gesprächen mit Kolleg*innen und Studierenden im Verlauf der letzten Jahre heraus. Sie drehen sich meist darum, dass die Software zu einer bestimmten Art der Analyse »verleitet« oder sie »einengt«. Auch wenn diese Bedenken informell artikuliert und natürlich nicht affordanztheoretisch gerahmt werden, lässt sich genau dieser Eindruck eines unerwünschten Aufforderungscharakters der Software mit dem Begriff der methodischen Affordanzen fassen. In diesem Fall geht es dann weniger um Affordanzen im Sinne von Potenzialen als vielmehr um Einschränkungen und (teils unerwünschte) Beeinflussung.

33 Ebd.

34 Niewöhner, wie Anm. 25.

Die vielleicht signifikanteste und auch gerechtfertigte Sorge ist, dass QDA-Software Ethnograf*innen zu einer Fragmentierung ihres analytischen Blicks verleiten könnte. Die Sorge besteht konkret darin, dass das digitale Codieren – gerade, weil es so leicht fällt und auch spielerischen Charakter annehmen kann – zu einer sehr kleinteiligen Auswertung verleitet, in der die Forschenden dann nur noch ›Schnipsel‹ anstatt Zusammenhänge sehen. Diese Kritik ist deshalb wichtig, weil Ethnografie intrinsisch relational ist: ihre wesentliche Aufgabe besteht nicht darin, die Welt in passende Schubladen einzuteilen, sondern durch dichte Beschreibungen Zusammenhänge herzustellen und dadurch ein »nachfühlendes Verstehen«³⁵ zu ermöglichen.

Tatsächlich kann QDA-Software diesem Anspruch entgegenstehen, wenn ihre methodischen Affordanzen zu einer stark fragmentierten und fragmentierenden Codierung verleiten. Bei der QDA-Software MAXQDA werden Codes beispielsweise in einem linear angeordneten Codebaum erstellt, der eine Art Top-down-Hierarchisierung erzwingt. Einerseits kann dieser Zwang zur Einordnung manchmal hilfreich sein, um der überbordenden Vielschichtigkeit ethnografischen Materials eine klarere Struktur entgegenzuhalten; andererseits kann genau dieser Zwang aber auch stark fragmentierend wirken. Denn wenn Ausschnitte aus dem Material eben nicht nur mit einzelnen Codes sinnvoll in Verbindung zu bringen sind, sondern mit mehreren, entstehen schnell kleinteilige und überbordende Codierprojekte. Diese fragmentierte Überfülle kann dann dazu führen, dass die eigentlich zentralen Zusammenhänge dahinter zurücktreten.

Wichtig ist deshalb immer eine kritische Reflexion der methodischen Affordanzen der jeweiligen Software. Aus meiner Sicht ist das aber kein Grund, QDA-Software per se skeptisch gegenüberzustehen. Vielmehr entsteht daraus die Notwendigkeit, ein kritisch-reflexives Bewusstsein für die methodischen Affordanzen von Software als integralen Bestandteil ethnografischer Methodenkompetenz zu verstehen.

Hier kann auch die digitalanthropologische Literatur zum Affordanzbegriff einen hilfreichen Hinweis geben³⁶: Affordanzen sind gerade aus anthropologischer Perspektive niemals nur Eigenschaften von Technologien (oder materiellen Objekten), sondern sie entstehen zwischen diesen Technologien und den menschlichen Akteur*innen, die mit ihnen umgehen. Welche Praktiken eine Technologie affordiert, ist abhängig vom praktischen Sinn, den Akteur*innen für diese Technologie entwickeln. Übertragen auf die methodischen Affordanzen von QDA-Software bedeutet das, Ethnograf*innen können einen kritisch-reflexiven praktischen Sinn für diese Software entwickeln, der den ›Verführungen‹ der Software widersteht.

Hilfreich kann dabei aber auch sein, die Möglichkeiten der Software zu nutzen, um ihre eigenen Einschränkungen zu umgehen. So bieten die unter-

35 Schmidt-Lauber, wie Anm. 17, S. 236.

36 Als Überblick vgl. Bareither, wie Anm. 20.

schiedlichen Software-Programme beispielsweise Lösungen an, um die durch sie selbst nahegelegte, statische Codestructur aufzubrechen und innerhalb der potenziellen Überfülle sinnvoll zu navigieren. Die meisten bekannteren QDA-Programme enthalten beispielsweise Mind-Mapping-Tools, durch die sich Codes, codierte Stellen und inzwischen auch Bilder sowie Mediendateien nonlinear anordnen lassen. Eine solche Map kann Zusammenhänge zwischen Codes und codierten Stellen visualisieren und dadurch auf eine relationale Analyse des Materials hinwirken. Dadurch kann nicht nur der Gefahr der Fragmentierung begegnet, sondern ein analytischer Gewinn erzielt werden. Denn gerade die Spannung zwischen analytischer Einteilung des Materials in Codes und codierte Segmente einerseits und ihrer relationalen Verknüpfung andererseits ermöglicht, die Relationen innerhalb des Materials sichtbar zu machen. Diese Art der Sichtbarkeit ist sicherlich nicht zwingend (und nicht jede Relation lässt sich auf diese Weise visualisieren), aber sie kann hier eine analytische Hilfestellung bieten.

Die zweite, signifikante Sorge von Ethnograf*innen in Bezug auf QDA-Software besteht in dem prominenten Platz, den sie quantitativen Daten einräumt. Die entsprechenden Softwareprogramme machen beispielsweise die Anzahl der mit einem Code codierten Stellen stets prominent sichtbar. Ethnograf*innen sind überzeugt, dass nicht die Quantität der Beispiele entscheidend ist, sondern ihre Qualität und Aussagekraft. Die angezeigte Anzahl der codierten Stellen kann aber durchaus dazu verleiten, den Codes mit einer höheren Anzahl auch einen höheren analytischen Stellenwert einzuräumen. Auch hier gilt es, in die ethnografische Datenanalyse eine kritische Reflexion methodischer Affordanzen einfließen zu lassen. Die analytische Produktivität eines Codes erschließt sich nur im Gesamtzusammenhang der Ethnografie und ihrer zentralen Frageperspektiven. Zwar kann eine hohe Anzahl von Codes als ein Indikator für die Routiniertheit und Alltäglichkeit eines Phänomens durchaus ethnografisch hilfreich sein; im Kern der ethnografischen Datenanalyse steht aber nicht das Zählen, sondern das Verstehen.

In diesem Kontext bleibt abschließend ein sehr häufiges Missverständnis auszuräumen. Oft wird das Potenzial von QDA-Software insofern falsch eingeschätzt, als man sie als Werkzeuge zur Umsetzung vorgefasster methodischer Verfahren oder Denkweisen versteht. Ethnograf*innen können sich davon schnell methodisch ›eingeeengt‹ fühlen. In der Tat sind die meisten QDA-Softwareprogramme auf einen tendenziell ›klassischen‹ und relativ linearen, soziologisch-qualitativen Forschungsprozess hin infrastrukturiert. Einzelne Tools, wie beispielsweise Mixed-Methods-Funktionen oder Optionen für Summary Grids und Paraphrasen legen spezifische methodische Arbeitsschritte nahe. Während diese Tools für qualitative Sozialforscher*innen, die mit standardisierten Methoden arbeiten, hilfreiche ›Schablonen‹ bieten, können sie für Ethnograf*innen auf unproduktive Weise einengend wirken. Umso wichtiger ist für eine computergestützte ethnografische Datenanalyse, die auf Adaptivität, Opportunismus, Dynamik und Vielfalt setzt, dass sie einen kritisch-reflexiven praktischen Sinn für die methodischen Affor-

dansen einer QDA-Software entwickelt. Ethnografische Datenanalyse darf den durch die Software gegebenenfalls methodisch vorgezeichneten Wegen nicht ›nachlaufen‹, sondern muss sie für die eigenen, induktiv erarbeiteten Frageperspektiven operationalisieren und auch auf widerständige Weise fruchtbar machen.

Computergestützte ethnografische Datenanalyse – eine notwendige Debatte für die Empirische Kulturwissenschaft

Im Sinne der besseren Übersicht fasse ich abschließend die wichtigsten Punkte zusammen, bevor ich zu einem Ausblick komme:

1. Computergestützte ethnografische Datenanalyse (CEDA) kann schon zu Beginn des Forschungsprozesses einsetzen und Ethnograf*innen dabei unterstützen, analytische Perspektiven aus dem Feld und dem empirischen Material heraus zu entwickeln. Sie unterstützt dadurch den induktiven und explorativen Anspruch ethnografischer Forschung.
2. CEDA ist keine der Datenerhebung zeitlich nachgelagerte Datenauswertung, sondern eine Fortsetzung der ethnografischen Interaktion mit dem empirischen Material. Sie kann dadurch das Pendeln zwischen Nähe und Distanz bereichern und ethnografisches Verstehen fördern.
3. Wenn Codes als theoretisch informierte, analytische Perspektiven verstanden werden, mit denen sich verschiedene Zugangsweisen zum empirischen Material erproben lassen, kann CEDA helfen, den dynamischen Theorie-Empirie-Nexus in der ethnografischen Forschung zu verdichten.
4. Indem CEDA die Einbindung sehr heterogener Datenarten und ihre dynamische Triangulation erlaubt, begünstigt sie die methodische Adaptivität beziehungsweise den methodischen Opportunismus ethnografischer Forschung und trägt zur Erzeugung multiperspektivischen Verstehens bei.
5. CEDA macht epistemische Praktiken im Forschungsprozess sichtbar und ermöglicht dadurch eine kollaborative/ko-laborative Reflexion des Forschungsprozesses – sowohl zwischen Forschenden/Studierenden als auch (potenziell) im Austausch mit Akteur*innen aus dem Feld.
6. CEDA birgt Potenzial für Konflikte, insofern die methodischen Affordanzen von QDA-Software zu fragmentierendem oder auch quantifizierendem Denken und Forschen verleiten können. Zentral für die ethnografische Datenanalyse ist deshalb, dass Ethnograf*innen einen kritisch-reflexiven praktischen Sinn für die Software entwickeln, um nicht die in sie eingeschriebenen methodischen Erwartungen ›zu bedienen‹, sondern um sie für die eigene ethnografische Perspektive produktiv zu machen.

Diese Vorschläge verstehe ich als exemplarisch und sie haben vorläufigen Charakter. Eine wichtige und komplexe Frage, die hier aus Platzgründen ausgespart werden muss, ist beispielsweise die nach der Relation von com-

putergestützter Datenanalyse und ethnografischem Schreiben beziehungsweise dem ethnografischen Text. Ebenso wichtig wie solche Erweiterungen ist auch empirische Grundlagenforschung, die sich selbstreflexiv der methodischen Praxis zuwendet. Ich spreche im vorliegenden Beitrag von den methodischen Affordanzen von QDA-Software, wobei ich meinen generellen Erfahrungen und der Arbeit mit Forschungsteams und Studierenden folge. Wie sich diese methodischen Affordanzen aber im Detail entfalten, das könnte nur eine detaillierte Ethnografie der entsprechenden Arbeits- und Forschungspraktiken zeigen.

Ich hoffe dennoch zeigen zu können, dass eine von vielen Stimmen geführte Debatte in der Empirischen Kulturwissenschaft zu den Implikationen von computergestützter Datenanalyse für die ethnografische Forschung unerlässlich ist. Damit meine ich nicht nur eine Debatte darüber, ob computergestützte Datenanalyse eine sinnvolle Ergänzung des Methodenspektrums ist, sondern wie sie der methodischen Handschrift des Fachs gerecht werden kann. Dabei kann es allerdings nicht darum gehen, schematische Verfahren zu entwickeln, die zu einengenden Standards werden. Denn die ethnografische Analyse – zumindest so wie sie in der Empirische Kulturwissenschaft/Kulturanthropologie verstanden wird – zeichnet sich ja gerade dadurch aus, dass sie unterschiedliche methodische Zugriffe adaptiv zusammenfügt, um für jede Forschung ein individuelles und für das jeweilige Feld spezifisch zugeschnittenes Forschungsdesign zu entwickeln. Genau dieser Anspruch kann und sollte m.E. auch für die computergestützte Datenanalyse gelten. Die notwendige Methodendebatte besteht aus dieser Perspektive dann gerade nicht in der Entwicklung statischer Analyseverfahren. Notwendig ist stattdessen erstens eine Diskussion von Prinzipien der ethnografischen Methodenreflexion (zu denen die Vorschläge oben einen Anstoß geben sollen), und zweitens ein lebendiger Austausch zu individuellen Datenanalysestrategien und Best-Practice-Beispielen für computergestützte ethnografische Datenanalyse in der Empirischen Kulturwissenschaft. Denn ein geteilter und kritisch-reflexiver ›praktischer Sinn‹ für diese Art der Datenanalyse – so viel kann man hier von Bourdieus Konzeptualisierung des Begriffs lernen – lässt sich nicht allein durch Regelwerke entwickeln, sondern braucht eine permanente soziokulturelle Aushandlung.



Prof. Dr. Christoph Bareither
Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft
Eberhard Karls Universität Tübingen
Burgsteige 11, 72070 Tübingen
07071-297-2373
christoph.bareither@uni-tuebingen.de